Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 8

Nachruf: Camilla Meyer
Autor: Schaetty-Buyer, H.

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dieses zu bildenden Verkehrsstromes. Was also liegt für sie näher, als alle Vorbereitungen zu treffen, um an der Lösung dieser großen Aufgabe mitwirkend helfen zu können. Zunächst im forschenden Sinne, landesplanend und raumforschend. Die Eidgenössische Technische Hochschule und die Universität Zürich mit den schaffenden Kräften der kulturellen und wirtschaftlichen Praxis Zürichs und der gesamten Schweiz finden hier als Arbeitsgemeinschaft eine Aufgabe, die geeignet ist, alle Isolierungsgedanken auszuschalten und eine Entwicklungsrichtung zu weisen, an der sie schöpferisch und gestaltend zur Gesundung der Heimat und des Gesamtorganismus im Sinne einer Weltverbundenheit beitragen kann.

Camilla Meyer †.

Von **H. Schaetty-Guyer.**

Camilla Meyer war eine langjährige, treue Leserin und Gönnerin unserer Zeitschrift. Es gereicht uns zur besonderen Freude, nachfolgende persönliche Erinnerungen einer Freundin veröffentlichen zu dürfen. Redaktion.

Der jähe Tod Camilla Meyers läßt den inneren Reichtum dieses Lebens in seiner Schönheit und Tragik vor uns aufstrahlen. Was uns bisher an ihrem Wesen als ein stilles Leuchten anmutete und wohl tat, scheint, da wir es nun entbehren müssen, wie ein fernes helles Licht.

Als im Dezember des Jahres 1879, in der Zeit, da Conrad Ferdinand Meyer auf der Höhe seines Schaffens stand, ihm sein erstes und einziges Kind, das Töchterlein Camilla Elisabeth, geboren wurde, war die Freude groß. Alle guten Geister und Genien schienen an der Wiege des Kindes zu stehen: der Ruhm des Vaters, die Herzensgüte der Mutter, Poesie und Kunst, sorglose Lebensmöglichkeiten, altzürcherisches Patriziertum — das schöne, gesunde Kind schien zum Glück geboren.

Wir haben in einem vergilbten Tagebüchlein von Camilla Meyers Mutter geblättert und die rührenden Aufzeichnungen über das Heranwachsen und die Entwicklung ihres Lieblings gesehen. Wann die kleine Camilla ihre Milchzähnchen kriegte, wie sie zum ersten Mal durchs Zimmer lief, zum ersten Mal Papa und Mama sagte, zum ersten Mal in der Eisenbahn fuhr. Die reizenden Einfälle des erfindungsreichen Kindes werden liebevoll notiert, und viel später, als die Kleine lesen und schreiben konnte, werden ihre, zu festlichen Gelegenheiten selbstgedichteten Verse, niedergeschrieben.

Wie erfreute und erfrischte sich der alternde Vater am Geplauder des phantasievollen Töchterleins, dem Verkleiden und Theaterspielen über alles gingen. Zu bestimmten Stunden durfte die kleine Camilla ins Studierzimmer dringen, auf dem behäbigen Kanapee sich tummeln, und an den Turnstangen, die an der Tür angebracht waren, herumklettern. Stolz und

glücklich waren Vater und Kind, wenn sie Hand in Hand weite Gänge unternahmen:

„Durch das Wiesengrün das linde,
Wandr' ich mit dem eignen Kinde
Und es kann an Murmelbächen
Nicht mit stummen Lippen gehn —
Wann die Knospen alle brechen,
Wollen Lippen sich entfalten,
Auf den jungen, auf den alten
Will ein kleines Lied entstehn.

Lieb und Lust und Leben saugen
Will ich aus den Kinderaugen,
In dem Blicke meiner Kleinen
Will ich nach dem Himmel spähn,
Ja, es ist das gleiche Scheinen,
Hier im Blauen, dort im Blauen,
Und das selbige Vertrauen —
Lenz, wer kann dir widerstehn?

Kuckuck ruft! willst du erfahren
Deine Jahre, gläub'ge Seele?
Kuckuck ruft im Walde, zähle!
Neun und zehn und mehr als zehn ...
Ei, das will ja gar nicht enden,
Frühling schenkt aus vollen Händen —
Soll auf diesen blonden Haaren
Noch den Myrtenkranz ich sehn?"

Der wachsende Kreis der Bewunderer Conrad Ferdinand Meyers brachte viele Gäste, Berühmtheiten und Freunde ins herrlich gelegene, stattlich ausgebaute Haus in Kilchberg. Wir können sie nicht alle aufzählen. Sehr lieb und unvergeßlich war der lesehungrigen Kleinen die große Kinderfreundin Johanna Spyri, deren Bücher, sobald sie erschienen, eins ums andere als Freundschaftsgrüße ins Haus des Dichters flogen. — Sommerreisen mit den Eltern ins Bündnerland, Aufenthalte auf Schloß Steinegg, das einem Onkel gehörte, reger Verkehr mit der zahlreichen Familie der Mutter, sowie mit der interessanten Tante Betsy Meyer, alles war dazu angetan, im Rahmen des idyllischen Landlebens ein Paradies für ein Kinderherz zu schaffen.

Als Camilla 12jährig war, erkrankte der Vater. Ahnte das feinfühlende, zartbesaitete Kind, daß der Schatten, der auf ihr Kinderglück fiel, der Vorbote war von den Dunkelheiten, die ihr eigenes Leben umlauern sollten? 1893 kam Conrad Ferdinand Meyer nach Hause zurück, eine gebrochene Kraft. Als er starb, war Camilla 19 Jahre alt.

Aus dieser Zeit stammt ein Gemälde, das in der Bibliothek des Meyer-Hauses hängt und Camilla Meyer darstellt, von Lenbach gemalt. — Mutter und Tochter waren nach München gereist, um Lenbach Photographien und Skizzen des Dahingeschiedenen zu bringen, damit er ein Bild danach ent-

werfe. Lenbach äußerte einen Gegenwunsch, er wollte nach dem Vater das Kind malen, denn der toternste, durchdringende Blick dieser hellen Augen im lieblichzarten und so jungen Antlitz, hatte es ihm angetan, und er mochte die Seele des Vaters darin finden.

Ich habe es nicht immer verstehen können, weshalb die Erinnerung an ihre spätere Kindheit und an die Jugendzeit, Camilla Meyer mit Bitterkeit erfüllte. Rückblickend sehen wir es klar: Der Kampf in ihrem Leben, in dem sie schließlich erliegen sollte, begann schon im Kindesalter. Die zarten Schultern trugen schon die Last, das „Erbe", das herrliche und furchtbare.

Vom Vater, dessen edle Züge sie auch äußerlich trug, hatte Camilla eine eminente Einfühlungsfähigkeit übernommen, einen wahren Tastsinn und ein ungewöhnliches Feingefühl für das Wesen der Menschen, mit denen sie in Berührung kam. Das bereitete ihr aber, besonders in ihrer Jugend, mehr Qual als Freude, und führte sie mehr von den Menschen weg als zu ihnen hin. Ihr damaliger Lebensweg, der für ein anderes Kind gangbar und eben gewesen wäre, war für sie von Klippen umstellt: Da waren in der Schule Dorfbuben, vor deren Grobheit sie sich fürchtete, Späße und Neckereien, die sie wie Nadeln und Spieße berührten. Da waren prächtige Kindereinladungen in vornehmen Zürcherfamilien, in denen sie sich so namenlos einsam und verlassen vorkam, daß sie jedesmal nur nach vielen Tränen an solche festliche Vergnügungen gebracht werden konnte. Ich glaube, Camilla Meyer ist, dieser Veranlagung wegen, an vielen Türen, die ihr offen standen, vorbeigegangen; klein ist die Zahl derer, die sie wirklich kannten; da wo sie aber eintrat, wo ihre Seele den Anker auswerfen konnte, da entstand eine Freundschaft fürs Leben.

Reich und bunt schien Camilla Meyers Leben nach außen. Wer zu ihr kam, wurde gastlich aufgenommen: Bewunderer ihres Vaters, von denen sie diejenigen gleich herausspürte und auszeichnete, welche die richtige psychologische Einstellung mitbrachten; ich kann mir in diesem Zusammenhang nicht versagen, den Namen des Comte d'Harcourt zu nennen; neue Freunde, die ihrem vorurteilslosen offenen Geist neue Perspektiven eröffneten, ich erinnere nur an Prof. v. Larisch; Freunde aus alter Zeit, denen sie immer treu blieb — sie alle gingen ein und aus, brachten Leben und Anregung und nahmen unvergeßliche Eindrücke mit. — Reisen, deren Reiz nur dann versagte, wenn die innere Kraft erlahmte, führten sie nach Deutschland und England, nach Frankreich, Österreich, Aegypten und vor allem immer wieder nach dem geliebten Italien. Dort erlebte auch sie die „große Kunst", die nur die ergreift, die sie schon in der Seele tragen. Die wechselvollen Landschaftsbilder begeisterten sie; so in Corsika: „Ich kann gar nicht schreiben, denn immer wieder schweifen die Blicke hinaus, auf den tiefblauen Golf von Ajaccio — welche Farbe und was für ein Glanz auf dem Meere und in der Atmosphäre — was wissen wir armen Nordländer vom Lichte!!" — Wien, mit seiner alten Kultur und der besonderen Art seiner

Menschen, war ihr ganz besonders lieb. — Genf, wo Camilla Meyer durch Familientradition und eigene Wahl warme Freunde besaß, wurde auch oft berührt: „Wie vornehm ist die Stadt und Umgebung mit den herrlichen alten Landhäusern, im Gegensatz zu Zürich und den richtig kleinbürgerlich überbauten Ufern!". Dieser rasch hingeworfene Augenblickseindruck konnte in ihrem so aufnahmsfähigen Geist durch ein helles Entzücken über zürcherische Eigenart abgelöst werden.

Und doch, trotz all der edlen Genüsse, trotz allem Reichtum des Geistes und der Seele, war Camilla Meyers Leben ein Leidensweg. Schmerzlich empfand sie es oft, daß sie nur Beschauerin im Leben blieb. Nicht nur ihre ererbte, rein ästhetische Veranlagung wies sie auf diesen Weg, sondern auch die Tatsache, daß die Kraft, über die sie verfügte, ihr nicht erlaubte, neue Pflichten zu übernehmen, wie sie es manchmal gewünscht hätte. Sie war die Erbin Conrad Ferdinand Meyers, ohne dessen innere Schwungkraft und nie rastende Gestaltungskraft; ja, in Leidenszeiten ging sogar der gewöhnliche Tageslauf mit seinen Pflichten fast über ihr Vermögen. Sie stand wie auf einem Beschauerposten, abseits vom aktiven Leben, abseits auch von Bindungen und Verwurzelungen, die natürliches und intensives Leben und Schaffen mit sich bringt. So blieb sie einsam.

Es war manchmal wie Auflehnung in ihr gegen die Fesseln und Hemmungen ihres Lebens. Wie oft heißt es in ihren Briefen an mich: „Du weißt nicht wie müde, wie einsam ich bin. Ich bin einfach wieder krank geworden, ob ich es haben will oder nicht. Über 4 Wochen fuhr ich mit M.H. im Bündnerland und Engadin herum, es wäre wunderschön gewesen, wenn ich mein trostloses Innere nicht hätte mitherumschleppen müssen. Ich habe mich an mir selbst aufgerieben ... Also, weiß Gott, man muß sich jeden Tag besinnen, wie man durchlaviert und dann kommt erst wieder die Nacht, die eine Plage ist ... Überhaupt, ich erkenne immer mehr und sehe, welch beschauliche Natur ich von Grunde aus bin. Etwas unternehmen zu müssen, ist mir eine Strapaze an sich, dann kommt noch dazu, wenn es Dinge sind, die mir so gar nicht liegen, wie der Haushalt, oder gar meinen Gefühlen zu nahe kommen wie diese Jahrhundertfeier meines Vaters!" Das verhinderte dann allerdings nicht, daß Camilla Meyer mit unnachahmlicher Würde, und mit einer Freude, die umso tiefer war, als sie so teuer erkauft werden mußte, den Feiern beiwohnte. „Immer mehr frage ich mich, was denn eigentlich lebenswert wäre und was man sich so viel man nur kann, vom Halse halten müßte. Warum ist man auch immer gebunden in hundert Fesseln, anstatt daß man dem leben kann, was für einem Leben ist? Alles andere empfindet man doch wie Strafarbeiten, ich habe manchesmal das Gefühl, in einer Strafanstalt zu leben, auch dann, wenn der ganze Tag mit Besuchen und Nichtstun vergeht, ja dann erst recht!"

Mit ergreifender Hellsichtigkeit sprach Camilla Meyer manchmal in den letzten Jahren von den Leidenszeiten, durch die sie immer wieder gehen

mußte: Der Wille ist gelähmt, aber die Seele ist wach, sie empfindet und duldet, und bei der Rückkehr ins Leben entdeckt man mit staunender Freude, daß keine Zeit der Leere hinter einem liegt, sondern ein verborgenes Leben, ein inneres Wachstum, eine Entwicklung. Und weil die Seele eben nicht schläft, sondern ängstlich wacht, ist sie namenlos empfänglich für jeden, auch den kleinsten Beweis von Liebe. Deshalb, folgerte Camilla Meyer, sollte nur der beste Arzt, der beste Seelsorger, die beste Pflegerin an solche Kranke heran dürfen.

Sobald sie sich wieder frei fühlt, gehts wie ein Aufatmen durch ihre Worte: „Auch ich bin glücklich, eigentlich ganz wunschlos jetzt. Die tägliche Schererei mit meiner Gesundheit d.h. Kraftlosigkeit habe ich mich gewöhnt in den Kauf zu nehmen. Ich denke oft an den Tod ... Der Tag ist mir immer zu kurz und nie bring ich fertig, was ich vorhabe. O wie bereue ich die viele in meinem Leben versäumte und verträumte oder gar zu Selbstquälerei angewandte Zeit!! Was hätte man alles tun und lernen können derweil! Das Leben ist wirklich zu kurz, und daß einem das erst so spät aufgeht, wenn man schon auf alle Fälle in seiner zweiten Lebenshälfte angelangt ist! Aber ich glaube, man muß erst frei von sich selber geworden sein, um mit offenen Augen und einem Herzen für die Andern und für alles, was um einen vorgeht, durchs Leben zu können. Und dieser Prozeß nimmt bei komplizierten Naturen, zu denen ich doch dich und mich rechnen muß, scheints viele Zeit und Kraft in Anspruch, all die Jahre der Hemmungen, in denen man in sich selber wie in einer Festung gefangen saß — wenigstens bei mir war es so."

Nicht nur gegen die inneren Hemmungen lehnte sich Camilla Meyer auf, sondern auch gegen äußeren Zwang, gegen falsche hergebrachte Anschauungen, gegen offiziellen Religionsbetrieb und allerhand Respektspersonen. Es geschah aus Notwehr und Wahrheitsliebe ...

Noch viel stärker aber als dieser revolutionäre Zug war im Grund ihrer Seele ein Fundament von Ehrfurcht und Verbundenheit mit Allem, was Tradition, was konservativ und beständig, was erhaben, heilig und ewig war. Ich hörte sie einmal sagen: „das Beste an meinem Vater war seine Religion". Treue, diese höchste Tugend wahrer Vornehmheit, war ein Grundzug ihres Wesens. Sie klagte manchmal über ihre altzürcherische Pedanterie und Ordnungsliebe, deren sie sich beim besten Willen nicht erwehren könne! Treu war sie sich selbst in unbedingter Wahrhaftigkeit, bis zu den letzten Worten, die sie wenig Stunden vor ihrem Tod niederschrieb; den Freunden treu in jeder Lebenslage: „Zu jeder Zeit, in jeder Not kannst du über mich verfügen". Als die alte, langjährige Dienerin ihrer Tante Betsy, nach deren Tod, ins Conradstift in Kilchberg übersiedelte, dort erkrankte und sich zum Sterben rüstete, hätte nichts Camilla Meyer, die selbst leidend und schwach war, abhalten können, jeden Tag stundenlang bei dieser treuen Seele auszuharren, sie zu erfreuen und zu trösten. Jeder, dem Camilla Meyer Freundin war, könnte viel erzählen von ihrer zarten

aufmerksamen Liebe; und die Liebe, die man ihr entgegengebracht hatte, die vergaß sie nie. — Trotz aller Freundschaft aber fühlte sie sich immer wieder verlassen und einsam. Niemand, meinte sie, konnte ihr ja helfen gegen die Macht, der sie sich ausgeliefert fühlte. Und je einsamer sie sich fühlte, je mehr klammerte sie sich in alter Treue an die Güter der Vergangenheit. Wenige Tage vor ihrem Tode sprach sie in Worten tiefster Liebe von ihren Eltern, und in einem Brief dieses Jahres heißt es: „der Blick auf Gott hat in mir ein Erwachen der Seele aus dem Gefängnis bereitet, er hat mir Halt und Frieden und Klarheit gegeben und innere Erlebnisse, über welche man nicht reden kann."

So widerspruchsvoll nun diese reiche Charakteranlage war, so machte doch Camilla Meyer auf Fernstehende den Eindruck eines ganz harmonischen, ruhig abgeklärten Menschen. Ihr Lächeln, das aus Leid geboren war, ist uns Allen unvergeßlich. Keine der Hemmungen, die sonst der Stand, das Milieu, das Vaterland, der Bildungsgrad mit sich bringen, haftete ihr an. Ob ihre Freunde Wien oder Paris, Bayern oder Italien, Genf oder Zürich repräsentierten, bei Camilla Meyer, die von jeder Eigenart entzückt war, fühlten sie sich daheim. Trat man ihr näher, so spürte man sofort die überragende Selbständigkeit und Unabhängigkeit ihres Wesens. Man konnte ihr stundenlang landläufige Vernunft predigen, sie hörte freundlich zu und gab einem wohl auch Recht. Aber ihren Vorsatz änderte sie nicht, denn sie handelte nur, „weil sie nicht anders konnte". Unbeirrbar ging sie ihren Weg, der inneren Stimme, ihrem Schicksal folgend, wie die Helden der antiken Tragödie. Auch als es sich herausstellte, daß der tiefgreifendste Entschluß ihres Lebens, vom Standpunkt der Vernunft aus, falsch gewesen war, bereute sie ihn nicht. Es ging ihr wie der Euphemia in C. F. Meyers Petrus Vineafragmenten: „ich weiß nicht warum ich es tue, und muß es tun." — Dieses Unbeirrbare, Schicksalhafte gab ihr manchmal etwas Unnahbares, immer aber etwas Erhabenes.

Trotz der ausgeprägten inneren Überlegenheit, die sie wie ein stiller Glanz umfloß, war sie für Alle, die ihr näher kamen, „die" Freundin, das Herz, das einem immer offen stand. Sie entsetzte sich über kein Bekenntnis, sie verstand Alles. Die kleinlichen Regungen des Neides, der Eifersucht, der Eitelkeit waren ihr absolut fremd. Dazu kam, daß sie, die so fein und einfühlend und zart und so ganz weiblich war, eine fast männliche Objektivität in Ansichten und Urteilen bekundete. Sie war ganz selbstlos und unbeschreiblich großzügig.

Es hat einem manchmal leid getan, daß Camilla Meyer bei ihren großen Geistesgaben sich nie bemühte, zusammenhängende Erinnerungen niederzuschreiben, die überaus wertvoll gewesen wären. Die Schilderungen, die ihre Briefe enthielten, waren ein lebendiger Reflex ihrer Eindrücke und persönlichen Probleme, einzig scharf in der Erfassung der Menschen und Dinge. Ob sie eine komische oder tragische Szene schilderte, oder ein Kunstwerk oder Menschen beschrieb, immer erfaßte sie mit künstlerischer Intuition

die Seele des Geschauten. Die Fähigkeiten zu einer solchen schriftstellerischen Arbeit, die für sie vielleicht Befreiung bedeutet hätte, waren vorhanden, aber die innere Einstellung dazu fehlte ihr. Die Vergangenheit war für sie kein sonniges Land, sondern ein dunkler Hintergrund, von dem sie fortstrebte. Sie wollte am liebsten ganz in der Gegenwart leben. Einmal schreibt sie: „Die Gegenwart ist so voll des Schönen und alle Herrlichkeit um mich herum füllt mich ganz aus. Manchmal merke ich mit Staunen, daß in mir alles anders geworden, es ist wie wenn ein ganzer Gedankenballast abgefallen wäre, und da ich nichts mehr vorhabe, nichts, worauf ich meinen Kopf gesetzt, mich freue oder ersorge, so lebe ich für einmal ganz im Moment und das gibt solche Ruhe."

Sie blieb Schauende, nur Schauende, wie sie sagte. Wir, die ihr nahe standen, wissen es aber, daß ihr Schauen so unerhört scharf, so durchleuchtet von Güte war, daß es an vielen Menschen, die innerlich nicht mehr wußten, wo aus noch ein, zur Tat wurde, zur rettenden Tat. Ganz von selbst kam es, ohne Ermahnung, ohne Predigt. Es war, als hielte sie einem durch ihre Worte einen Spiegel vor, in welchem man sein eigen Bild erkannte, geläutert, geadelt. Man wurde des Plans wieder gewahr, der durch unser Leben geht und sah wieder festen, sicheren Boden vor sich. Da konnte Camilla Meyer von ihrem Beschauerposten in die Arena des Lebens steigen und helfen „verfahrene Menschenschicksale einzurenken" — wie es in einem Brief ihres Vaters, den Entwurf einer Tragödie betreffend, steht. Hier wurde die Schauende zur Führerin und dafür werden wir ihr auf immer dankbar sein. Daß ihr selbst, als die Schatten um sie immer dunkler wurden und sie ihren Weg nicht mehr sah, niemand beistehen konnte, bleibt für uns ein tiefer Schmerz.

Die Erinnerung an Camilla Meyers Leben, das der ergreifende Widerklang eines hohen und tragischen Dichterschicksals ist, wird uns teuer bleiben. Das Leiden und der Kampf, die ihr Leben ausfüllten, und die Güte und edle Schönheit, die es verklärten, stehen als „reife Garben", als unverlierbares Gut vor uns.

. . . wiederum im Dienst des Lebens.

Gedanken zu Ernst Niekisch „Die dritte imperiale Figur".

Von **Tobias Tobler.**

„Jene Dynamitvorräte, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze, auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. Ganz nur in diesem Sinne sprechen wir von dem neuen Buche des Philosophen Nietzsche als von einem gefährlichen Buche. Wir legen in diese Bezeichnung keine Spur von Tadel gegen den Autor und sein Werk, so wenig